

## EINS

Es war der erste Tag der großen Ferien. Sebastian hatte kaum geschlafen. Sie fuhren um vier Uhr früh ins Revier. Nachts hatte es geregnet die Wiesen waren feucht, die Erde klebte an den Gummistiefeln und machte sie schwerer. Der Vater trug die Doppelbüchse über der Schulter. Der Schaft rieb am Lodenmantel, der Stoff dort war mit den Jahren dünn geworden. Die Rosen und Goldlilien der englischen Gravuren waren kaum noch sichtbar, der Schaft war fast schwarz. Der Lodenmantel roch nach Kaninchen und Tabak. Sebastian dachte an das Gewehr, das ihm sein Vater zur Jagdprüfung versprochen hatte. Mit 17 könnte er die Prüfung machen, aber bis dahin würde es noch lange dauern.

Er ging gern neben seinem Vater. Jagen ist eine ernste Sache, hatte der Vater oft gesagt, und Sebastian verstand, was er meinte. Nur auf den Treibjagden war es anders. Im Hof des Jagdhauses gab es dann Kartoffelsuppe, es war laut. Oft kamen neue Gäste, „Frischlinge“, wie die Treiber sie heimlich nannten. Sie trugen neue Mäntel und hatten neue Gewehre. Man brachte die „Frischlinge“ zu besonderen Plätzen, wo sie mit ihren Gewehren nichts anstellen konnten. Sie redeten immer, auch wenn sie auf das Wild warteten. Sie sprachen über ihre Arbeit in der Stadt oder über Politik oder über irgendetwas anderes, und Sebastian wusste, dass sie die Jagd nicht begriffen. Später wurde vor dem Jagdhaus die Strecke gelegt, die Tiere waren tot und schmutzig. Sebastian ging nicht mehr mit auf die Treibjagden. Aber wenn sie allein waren und der Vater kaum sprach, gehörte ihnen der Wald und das Wild und es gab nichts Schmutziges und nichts Falsches.

## ZWEI

Er war ein alter Mann und fischte allein in einem Boot im Golfstrom, und seit vierundachtzig Tagen hatte er keinen Fisch gefangen. Die ersten vierzig Tage hatte ihn ein Junge begleitet. Aber nach vierzig Tagen ohne einen einzigen Fisch hatten die Eltern des Jungen gesagt, der alte Mann sei jetzt endgültig und eindeutig *salao*, was die schlimmste Form von glücklos ist, und der Junge war auf ihr Geheiß mit einem anderen Boot gefahren, das in der ersten Woche drei gute Fische fing. Es machte den Jungen traurig, wenn er sah, wie der alte Mann täglich mit seinem leeren Boot hereinkam, und er ging immer hin und half ihm, die aufgeschossenen Leinen oder den Handhaken, die Harpune und das um den Mast gewickelte Segel an Land zu tragen. Das Segel war mit Mehlsäcken geflickt, und eingerollt sah es wie die Flagge einer unabänderlichen Niederlage aus.

Der alte Mann war dünn und hager und hatte tiefe Furchen im Nacken. Die braunen Flecken auf seinem Nacken waren gutartiger

Hautkrebs, den die vom Tropenmeer reflektierte Sonne machte. Die Flecken bedeckten beide Seiten seines Gesichts, und an seinen Händen hatte das Hantieren mit schweren Fischen an der Leine tiefe Spuren hinterlassen. Aber keine dieser Farben war frisch. Sie waren so alt wie Erosionen in einer fischlosen Wüste.

Alles an ihm war alt, nur die Augen nicht, und die hatten dieselbe Farbe wie das Meer und waren heiter und unbesiegt.

## **DREI**

Im Sommer 1998 gestand mir mein Nachbar Coleman Silk – der, bevor er zwei Jahre zuvor in Ruhestand gegangen war, über zwanzig Jahre Professor für klassische Literatur am nahe gelegenen Athena College und darüber hinaus sechzehn Jahre Dekan gewesen war –, dass er, im Alter von einundsiebzig Jahren, eine Affäre mit einer vierunddreißigjährigen Putzfrau hatte, die in der Universität arbeitete. Zweimal pro Woche putzte sie auch das ländliche Postamt, eine kleine, graue, mit Schindeln verkleidete Hütte, die aussieht, als könnte sie in den dreißiger Jahren einer armen Farmersfamilie Schutz vor den Sandstürmen Oklahomas geboten haben, und allein und verloren auf dem Grundstück gegenüber der Tankstelle und dem Haushaltswarenladen ihre amerikanische Fahne wehen ließ, an der Kreuzung der beiden Straßen, die das wirtschaftliche Zentrum dieser kleinen Stadt in den Hügel Neuenglands bildet. (..)

In Neuengland war der Sommer des Jahres 1998 herrlich warm und sonnig, im Baseball war es der Sommer des mythischen Kampfes zwischen einem weißen und einem braunen Home-Run-Gott, und in Amerika war es der Sommer eines gewaltigen Frömmigkeitsanfalls, eines Reinheitsanfalls, denn der internationale Terrorismus, der den Kommunismus als größte Bedrohung der nationalen Sicherheit ersetzt hatte, wurde seinerseits durch Schwanzlutschen ersetzt, und ein viriler, jugendlicher Präsident in mittleren Jahren und eine verknallte, draufgängerische einundzwanzigjährige Angestellte führten sich im Oval Office auf wie zwei Teenager auf einem Parkplatz und belebten so die älteste gemeinsame Leidenschaft der Amerikaner wieder die historisch betrachtet auch ihre trügerische und subversivste Lust ist: die Ektase der Scheinheiligkeit.

## **VIER**

Den 20. ging Lenz durch's Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Täler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen. Es war naßkalt, das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Äste der Tannen

hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber Alles so dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump. Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nicht's am Weg, bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehn konnte.

Anfangs drängte es ihm in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der graue Wald sich unter ihm schüttelte, und der Nebel die Formen bald verschlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte; es drängte in ihm, er suchte nach etwas, wie nach verlorenen Träumen, aber er fand nichts. Es war ihm alles so klein, so nahe, so naß, er hätte die Erde hinter den Ofen setzen mögen, er begriff nicht, daß er so viel Zeit brauchte, um einen Abhang hinunter zu klimmen, einen fernen Punkt zu erreichen; er meinte, er müsse Alles mit ein Paar Schritten ausmessen können.

Nur manchmal, wenn der Sturm das Gewölk in die Täler warf, und es den Wald herauf dampfte, und die Stimmen an den Felsen wach wurden, bald wie fern verhallende Donner, und dann gewaltig heran brausten, in Tönen, als wollten sie in ihrem wilden Jubel die Erde besingen, und die Wolken wie wilde wiehernde Rosse heransprengten, und der Sonnenschein dazwischen durchging und kam und sein blitzendes Schwert an den Schneeflächen zog, so daß ein helles, blendendes Licht über die Gipfel in die Täler schnitt; oder wenn der Sturm das Gewölk abwärts trieb und einen lichtblauen See hineinriß, und dann der Wind verhallte und tief unten aus den Schluchten, aus den Wipfeln der Tannen wie ein Wiegenlied und Glockengeläute heraufsummte, und am tiefen Blau ein leises Rot hinaufklomm, und kleine Wölkchen auf silbernen Flügeln durchzogen und alle Berggipfel scharf und fest, weit über das Land hin glänzten und blitzten, riß es ihm in der Brust, er stand, keuchend, den Leib vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen, er meinte, er müsse den Sturm in sich ziehen, Alles in sich fassen, er dehnte sich aus und lag über der Erde, er wühlte sich in das All hinein, es war eine Lust, die ihm wehe tat; oder er stand still und legte das Haupt in's Moos und schloß die Augen halb, und dann zog es weit von ihm, die Erde wich unter ihm, sie wurde klein wie ein wandelnder Stern und tauchte sich in einen brausenden Strom, der seine klare Flut unter ihm zog. Aber es waren nur Augenblicke, und dann erhob er sich nüchtern, fest, ruhig als wäre ein Schattenspiel vor ihm vorübergezogen, er wußte von nichts mehr.

## FÜNF

Dezember 1961

Irgendwo in einem leeren Saal singt mein Bruder noch immer. Seine Stimme ist noch nicht verhallt. Nicht ganz. Mein Bruder

Jonah steht reglos an den Flügel gelehnt. Er ist gerade einmal zwanzig. Die sechziger Jahre haben eben erst begonnen. Noch liegt das Land im letzten Schlaf seiner trügerischen Unschuld. Niemand hat von Jonah Strom gehört, niemand außer unserer Familie. Dem, was von ihr übrig ist. Wir sind nach Durham in North Carolina gekommen, in den alten Konzertsaal der Duke-Universität. Jonah hat die Endrunde eines landesweiten Gesangswettbewerbs erreicht, von dem er später behaupten wird, er habe nie daran teilgenommen. Er ist allein auf der Bühne, ein wenig rechts von der Mitte. Zur Seite geneigt, als suche er Rückhalt in der geschwungenen Flanke des Konzertflügels, seiner einzigen Zuflucht. Er beugt sich nach vorn, schweigend, gekrümmt wie die Schnecke eines Cellos. Die linke Hand stützt sich auf die Kante des Flügels, in der rechten hält er einen Brief, den es längst nicht mehr gibt. Er grinst, kann selbst kaum glauben, dass er hier ist, dann holt er Luft – und singt. (..)

Winter, um 1950

Aber im Grunde hat nie jemand diese Stimme wirklich gekannt, der nicht zur Familie gehörte und nicht mit ihr an jenen Winterabenden der Nachkriegszeit zusammensaß und sang, als Musik das letzte Bollwerk gegen die Welt draußen war, gegen die immer größere Kälte. Sie wohnten in der einen Hälfte eines dreistöckigen, in einem halben Jahrhundert zu Schokoladenbraun verwitterten Sandsteinhauses im nordwestlichen Winkel von Manhattan, einem heruntergekommenen Viertel, wo Hamilton Heights in Washington Heights überging und wo die Häuserzeilen so bunt gemischt waren wie ihre Bewohner. Sie wohnten zur Miete, denn David Strom, der Flüchtling, traute der Zukunft nie so weit über den Weg, dass er sich mehr Besitz zugestand, als in einen immer bereitstehenden Koffer passte. Selbst seine Stelle an der Physikalischen Fakultät der Columbia-Universität war so etwas Wunderbares, dass sie ihm mit Sicherheit genommen würde, dass sie ihm mit Sicherheit genommen würde, von den Antisemiten, den Antiintellektuellen, der sich immer weiter ausbreitenden Willkür oder der Wiederkehr der Nazis, die er tagtäglich erwartete. Dass er sich leisten konnte, ein halbes Haus zu mieten, selbst in dieser Gegend, in der gescheiterte Existenzen strandeten, schien David ein unfassbares Glück, wenn er an das Leben zurückdachte, das ihn dorthin geführt hatte.

## SECHS

An diesem besonderen Abend – es war Ende Februar – blieb ich zu Hause und las. Eine japanische Seilschaft wagte den Aufstieg zum K2, meine Lungen brannten in der dünnen Luft, der tödlich kalte Wind jagte mir Eiskristalle ins Gesicht, als die Nadel des Plattenspielers hängen blieb und Le Sacre du Printemps mit knirschendem Kreischen auf der Stelle trat, als wäre die ganze

Truppe aus Najaden und Dryaden und Satyrn in Elastanzügen unvermittelt erlahmt. Ich sah auf. Regen klopfte an die Fenster wie ein schmierig grinsender Voyeur, das Haus gab kleine Geräusche von sich – das Ächzen des Kühlschranks, das Seufzen der Heizung –, das Feuer knisterte ominös um einen Nagel im brennenden Scheit. In diesem Augenblick, wie auf ein Stichwort, läutete es an der Tür. Es war nach zwölf. Ich warf einen reumütigen Blick auf den Fernseher – bleich geschminkte Zombies schlurften über den Bildschirm und kauten dabei bratwurstartige Eingeweide –, legte das Buch beiseite, verknötete den Gürtel meines Bademantels und ging zum Kopf der Treppe. Es läutete erneut, insistierend.

Ich wohnte in der Fair Oaks Street, drei Blocks westlich der Mission, in einer Wohnung mit eigenem Aufgang. Es war ein in sechs Farben gestrichenes viktorianisches Haus. Ich hatte vier Zimmer, einen Dachterrasse, einen Flur und eine schöne Aussicht. Bevor die Sprechanlage ihren Geist aufgegeben hatte, war das Signal so leise und verrauscht gewesen, dass ich nicht mal die Stimme meiner Mutter erkannt hätte – ebenso wenig übrigens wie Screamin' Jay Hawkins' „I Put a Spell On You“. Ich stand am Kopf der Treppe, drückte, eher neugierig als besorgt, auf den Knopf für den Öffner und sah drei Schatten aus der Nässe dort draußen hereinschlüpfen.

Ein Blitz zuckte, Hörner und Geigen kreischten wie eine Alarmsirene ein ums andere Mal denselben gequälten slawischen Ton, und die drei Gestalten polterten bumm-bumm-bumm die Treppe herauf. Für einen bösen Augenblick wich ich zurück und verfluchte mich, weil ich sie so vertrauensselig reingelassen hatte – schattenhafte Gestalten, Fremde, Junkies, mexikanische Betrüger –, doch dann sah ich zu meiner Erleichterung, dass es Vogelsang war. „Felix“, sagte er.

## **SIEBEN**

Als Erstes ist da der Geruch von Blut und Kaffee. Die Kaffeemaschine steht drüben auf dem Tisch, und das Blut ist in meinen Schuhen. Um ehrlich zu sein, es ist nicht nur Blut. Als der Ältere „vierzehn“ gesagt hat, hab ich mir in die Hose gepisst. Ich hab die ganze Zeit schräg auf dem Hocker gehangen und mich nicht gerührt. Mir war schwindlig. Ich hab versucht auszusehen, wie ich gedacht hab, dass Tschick wahrscheinlich aussieht, wenn einer „vierzehn“ zu ihm sagt, und dann hab ich mir vor Angst in die Hose gepisst. Maik Klingenberg, der Held. Dabei weiß ich gar nicht, warum jetzt die Aufregung. War doch die ganze Zeit klar, dass es so endet. Tschick hat sich mit Sicherheit nicht in die Hose gepisst.

Wo ist Tschick überhaupt? Au der Auf der Autobahn habe ich ihn noch gesehen, wie er auf einem Bein ins Gebüsch ist, aber ich schätze mal, sie haben ihn auch gekriegt. Mit einem Bein kommt man nicht weit. Fragen kann ich die Polizisten natürlich nicht. Weil, wenn sie ihn nicht gesehen haben, ist es logisch besser, gar nicht damit anzufangen. Vielleicht haben sie ihn ja nicht gesehen. Und von mir erfahren sie's mit Sicherheit nicht. Da können sie mich foltern. Obwohl die deutsche Polizei, glaube ich, niemanden foltern darf. Das dürfen die nur im Fernsehen und in der Türkei.

Das Beste ist Klappe halten, hat Tschick gesagt. Und das sehe ich genauso. Jetzt, wo eh alles egal ist. Und mir ist alles egal. Naja, fast alles. Tatjana Cosic zum Beispiel ist mir natürlich nicht egal. Obwohl ich jetzt schon ziemlich lange nicht mehr an sie gedacht habe. Aber wo ich auf diesem Hocker hier sitze und draußen die Autobahn vorbeirauscht und der ältere Polizist steht seit fünf Minuten an der Kaffeemaschine dahinten und füllt Wasser ein und kippt es wieder aus, drückt auf den Schalter und schaut das Gerät von unten an, während jeder Depp sehen kann, dass der Stecker vom Verlängerungskabel nicht drin ist, da muss ich wieder an Tatjana denken.

## **ACHT - EINSTIEGE AUS EUREN TEXTEN**

### **Book**

Martin Schulz spielt Bonner Republik. Der Präsident des Europäischen Parlamentes sitzt bei einem noblen Italiener in seinem Heimatort Würselen, umgeben von Mitarbeitern. Gerade haben sie ihm die Ehrenbürgerwürde der Stadt verliehen. Der Präsident ist gut gelaunt. Nun geht es um die Frage, ob er sich vorstellen könne, Brüssel zu verlassen, um Bundespolitik zu machen.

Schulz rührt in seinem Kürbiscremesüppchen: 'Ach, herrlich!', ruft er und erinnert sich an eine seiner ersten Erfahrungen mit der Spitzenpolitik. Eine Episode aus dem März 1999. Gerhard Schröder hatte im Jahr zuvor das Kanzleramt übernommen. Die SPD bereitete sich auf die anstehende Europawahl vor. Koordinieren sollte sie Parteichef Oskar Lafontaine. Der aber kam mit Macho Schröder immer weniger zurecht - und warf schließlich hin. Die SPD taumelte, der Wahlkampf drohte zum Fiasko zu werden. Schulz, damals noch EU-Hinterbänkler, wurde eilends in den Bonner Kanzlerbungalow bestellt.

## **Clauß**

Kuchen backen, Hemden bügeln, Fenster putzen. Sarah Prestele hasst es. Die zierliche Frau taugt nicht zum Heimchen am Herd. Sie hat andere Talente: Momentan verbringt die 31-Jährige ihre freien Vormittage im Baumarkt zwischen Fliesenabteilung und Farbcenter. Die Familie renoviert das alte, schnuckelige Reihenhäuschen in Augsburgs Innenstadt.

Außerdem kann Prestele gut mit Zahlen. 2009 machte sie das beste BWL-Diplom ihres Jahrgangs, Note 1,3, setzte anschließend noch eine Ausbildung zur Steuerberaterin drauf. 2012 kam Sohn Luis zur Welt. Die Anrufe der Headhunter sind seitdem nicht weniger geworden. Neulich klingelte das Handy, als sie mit ihrem Sohn gerade auf dem Wohnzimmerteppich Tiere puzzelte. Löwe, Elefant, Angebot für eine leitende Stelle bei einem mittelständischen Unternehmen, Tiger, Nilpferd.

„Ich habe natürlich abgesagt.“ Sarah Prestele war immer schon klar: „Entweder Kind oder Karriere.“ Beides zusammen mache unglücklich. An zwei Tagen die Woche arbeitet sie in einer Münchner Wirtschaftsprüfungsgesellschaft. Sie findet, das sei genug.

## **Endres**

Als Barbara Hendricks das Kernkraftwerk von Tschernobyl besucht, gibt es Hähnchen. In der Kantine stehen Arbeiter in blauer Kluft Schlange. Kellnerinnen in weißen Schürzen eilen, um die Gäste aus Hendricks' Tross zu versorgen. Nach den Vorspeisen servieren sie eine Pastete. Die Masse ist in krosse braune Hähnchenhaut gefüllt, in Form gebracht, als wäre sie ein echtes Hühnerbein, geschmückt mit einer weißen Rosette am Knöchel.

Es ist ein Essen wie aus den 1970er Jahren, als moderne Mahlzeiten alles sein sollten außer natürlich. Aus einer Zeit, in der man noch glaubte, der technische Fortschritt werde die Probleme der Menschheit lösen.

Wenige hundert Meter weiter steht Reaktor Nummer vier. Seit er vor 30 Jahren in die Luft flog, ist Tschernobyl weltweit zum Synonym geworden für die Gefahren der Atomenergie. Das damals geschmolzene Uran, das noch im Reaktor lagert, wird Milliarden Jahre strahlen. Bis heute gibt es keine Technik, es zu entsorgen. Dennoch arbeiten in Tschernobyl rund 5.000 Personen daran, die größten Schäden des Reaktorunglücks zu beseitigen und neue Gefahren zu verhindern. Barbara Hendricks ist gekommen, um sich über den Fortgang der Sanierungsarbeiten zu informieren. Auch Deutschland gibt dafür Geld.

## **Farkas**

Mitternacht in Leipzig, die Stadt gehört ihren Taxis und Straßenbahnen. Kirchenglocken läuten den Montag ein, der Wind trägt Tüten über den Augustusplatz. Auf einem Hof zwischen dem neuen Uni-Hauptgebäude und dem Panorama Tower liegt der Nachteingang der Campus-Bibliothek. Ich halte meinen Studienausweis an ein fiepsendes Gerät. Türen öffnen sich, zwei Pförtner nicken synchron, Schließfach, die Nacht beginnt.

Wer davon träumt, die Bibliothek und ihre 300 000 Bücher jetzt so Name-der-Rose-mäßig für sich allein zu haben, nur weil es Nacht ist, irrt. Auf allen fünf Etagen sind nachtblasse Studentinnen und Studenten verstreut, schweigend in Sommerkleidern oder kurzen Hosen und Flip-Flops. Sie scheinen schon vor dem Gewitter am Abend hier gewesen zu sein, das die Stadt etwas abgekühlt hat.

Ich frage die knapp Bekleideten, was sie hier treiben, zwei Nächte nach Beginn der Semesterferien, und sie flüstern: Lesen und lernen und schreiben halt. Für die Prüfung in Enterprise Computing, für die Hausarbeit in Narration, Ästhetik und Stilformen der Digitalkultur. Warum in der Nacht? Weil Platz ist und Ruhe in der Bibliothek. Weil am Tag keine Zeit war oder kein Bock.

## **Gallasch**

Eine Nacht auf der Meile. In den Bars ist die Hölle los. Lachende Mädchen und laute Jungs, teure Cocktails mischen sich mit billigem Dosenbier. Eine Stunde für hundert und eins auf die Fresse umsonst. Alle zusammen auf der Reeperbahn und zwei Ecken weiter wohnt die Einsamkeit. Blaulicht durchzuckt das Rotlicht. Immer wieder. St. Pauli.

Ein Dorf inmitten der Großstadt. Einzelkämpfer und Familien in Eintracht. Alltagsleben zwischen Sexshop, Supermarkt, Bäckerei und Puff. Das Tagesgeschäft findet in der Nacht statt und am Tage ist Zeit für ein Gespräch. Hier ist jeder mit jedem verbunden, an einer Straßenkreuzung oder um mehrere Ecken.

Der Herzschlag von St. Pauli ist unruhig und liegt zwischen Hafen, Ehre und Wahnsinn. Heute treibt es Großverdiener her und Arbeiter raus.

Die Reeperbahn teilt das Revier; ist Rennbahn der Eitelkeiten und Rettungswagen – eine Bühne, wo man viel sieht und wo es besser ist, wenig zu sagen. Wo biedereres Leben ist und Kneipen niemals schließen - solides Leben und Sterben im Milieu.

## **Hanka**

Seit Kurzem lebt Wouter Mijland, ein 36-jähriger Holländer, auf dem sächsischen Land. Er hat sich einen alten Bauwagenaus gebaut



und wohnlich eingerichtet, mit zwei Öfen, Schaffellen vorm Bett und einem fast kindsgroßen Gartenzwerg, der über alles hinweg grinst. Vor seiner Tür gibt es eine Wassergrube, die ersten Beete sind angelegt. Drum herum stehen Obstbäume, ein paar Häuser und Scheunen, ansonsten weite Sicht über Wiesen und Felder. Katzen streunen über den Hof, in der Nähe weiden Schafe. Das ist Ebendörfel, eine Ortschaft in der Gemeinde Großpostwitz, nur ein paar Autominuten von Bautzen entfernt. Wouter Mijland wurde Ende 2012 ihr 226. Einwohner. Oder besser Mitbewohner – sein Bauwagen steht auf dem Grundstück einer befreundeten Familie. Bis Jahresende wohnte der gebürtige Holländer in Dresden. Der Liebe wegen. Zur Arbeit fährt er nach Finnland, Norwegen, Schweden, Russland, Spanien, Afrika oder Südamerika. Als Forstingenieur und -berater ist die Welt sein Einsatzgebiet. Wo er hingeschickt wird, geht es um große, abstrakte Begriffe wie Planung von nachhaltigem Holzabbau, Schaffen von Strukturen, um Qualitätsmaximierung. Doch Mijland ist kein Theoretiker. Er nimmt teil am Leben vor Ort, schaut genau hin und erkennt so Dinge, die andere nicht sehen oder nicht sehen wollen.

### **Hollmer**

Die Schlange wird immer länger, sie reicht schon bis rüber an die Bäckertheke. Tobias Kemper ist das egal. Er steht in Pulli, Anzughose und schwarzen Lederschuhen hinter der Kasse in seinem Dorfladen. Gerade hat er zwei Bierknacker und eine Mettwurst abgewogen, jetzt will der Kunde zahlen. Er holt sein Geld hervor und – während er bezahlt – auch seine Sorgen: Er klagt über seinen Arbeitgeber, der vor ein paar Wochen keine Löhne mehr gezahlt hat, gleichzeitig aber den örtlichen Fußballverein weiterhin gesponsert hat. Tobias hört aufmerksam zu, lässt den Mann ausreden. Keine Eile, Schlange hin oder her.

„Warum hast du mir denn nicht früher was gesagt?“, fragt er dann. „Wenn der Landkreis Emsland da finanziell helfen soll, bin ich der Letzte, der bei einer Abstimmung die Finger für die Unternehmer hochstreckt. Hältst du mich nun auf dem Laufenden?“ Der Kunde nickt, die Falte auf seiner Stirn glättet sich ein bisschen. Er nimmt seine Tüte und verabschiedet sich.

### **Krause**

Es ist diese Umarmung, die sich für Nicolas Nemetz wie eine Umklammerung anfühlt. Seine Mutter Eva-Maria steht hinter seinem Rollstuhl und hat die Arme um ihn gelegt. Als sie Nicolas, dunkelblond und mit Nickelbrille, noch einen Kuss auf die Wange drückt, ist für ihn das Maß voll: „Hör' auf mit dem Scheiß!“, fährt er seine Mutter an. In der Ecke seines Jugendzimmers liegt eine große, gepackte Reisetasche. Nur noch wenige Tage und Nächte wird er bei seinen Eltern wohnen. Nicolas Nemetz, 19, zieht aus –

trotz einer Tetraspastik, derentwegen vor allem seine rechte Körperhälfte ihm nicht gehorcht.

Ein Jahr lang war der Entschluss gereift. „Irgendwann, Nici, wirst Du mal ausziehen müssen,“ hatte Rainer Nemetz, Nicolas Vater, gesagt. Doch damals, im Spätsommer 2011, widersprach Eva-Maria Nemetz ihrem Mann: „Nee, noch überhaupt gar nicht!“ Dass sie den Gedanken so sehr von sich wegschob, liegt an dem engen Verhältnis, das sie zu ihrem Sohn hat.

### **Lübbe**

Die rissigen Bürgersteige sind menschenleer. Niemand da, den man nach dem Weg fragen könnte. Eine Stunde schon irrt das Taxi durch die Gassen, passiert dicht gedrängte, scheinbar identische Häuser: Alle sind beige, flach, unverziert. Al Nuzha, im Osten Ammans, ist eines der Viertel der Vier-Millionen-Metropole, in das sich nur selten Fremde verirren. Eines, in dem es nur wenige Geschäfte gibt, in dem es nach Benzin riecht und nach Staub schmeckt.

„Kein gutes Viertel“, empfängt uns Aseel, als wir ihr Haus schließlich erreichen. Die 23-jährige Syrerin lebt hier in einer Dreizimmerwohnung. Sie sind zu siebt: Mutter und Vater wohnen in einem Zimmer, Aseel und ihre drei Schwestern im anderen, ein Bruder im winzigen dritten. Es ist eng, die Luft ist feucht. In Aseels Zimmer löst sich die Tapete von der Wand, Schimmel breitet sich aus.

### **Roth**

Seine Hände sehen nicht aus wie die eines 93-Jährigen, fast faltenlos. Jonas Mekas trägt eine Baskenmütze, einen blauen Arbeiterkittel mit passender Hose und keine Brille. Erst als der Kellner die Speisekarte bringt, zieht er eine Lesebrille aus der Brusttasche.

Jonas Mekas passt gut hier in die Paris Bar, die eine Westberliner Institution ist, die Mutter der Berliner Szene-Lokale. Madonna ist hier gewesen, Rainer Werner Fassbinder. Dustin Hoffmann und natürlich Martin Kippenberger, der seine Rechnungen wegen seiner klammen Finanzen öfter mal mit eigenen Werken beglich. Auch Mekas ist eine Größe im globalen Kulturbetrieb.

Trotzdem beachtet ihn von den Gästen, die jetzt da sind, keiner. Ungerührt schlürfen sie ihre Moules Marinières. Bei Yoko Ono wäre das sicher anderes, oder bei all den anderen, mit wenn sie noch leben würden: Pop-Idol Andy Warhol, Fluxus-Größe George Maciunas, der Surrealist Salvador Dalí. Aber Jonas Mekas? Dabei war er es, der ein entscheidendes Rädchen in ihrem Weg zum Berühmtsein war, der den New Yorker Underground überhaupt erst

mit begründet hat. „Alle haben sie mich gebraucht“, sagt Mekas: Warhol habe seine Filme anfangs in Mekas' Studio aufführen können und bei ihm die späteren Mitstreiter seiner Factory getroffen. Yoko Ono habe er mit einem Jobs eine Aufenthaltserlaubnis beschafft. Mekas Wohnung war eines der Zentren des schillernden Untergrunds, Wohnzimmer von Salvador Dalí oder George Maciunas. „Ich selbst war auf keinen von ihnen angewiesen.“

### **Musial**

Die Hölle beginnt mit dem dumpfen Tröten einer Muschel. Einer beträchtlichen Flatulenz gleich quält sich das Geräusch durch ein Tal im Nirgendwo des US-Gliedstaats Tennessee. Es schwillt an wie der Schmerz, der ihm schon bald folgen wird. Dann kämpft es sich zurück von den Bergen; im endlosen Hoch und Runter der Landschaft verirrt es sich schließlich, so wie sich in den nächsten Tagen jene 40 Läufer verirren werden, die jetzt in einem Kreis stehen und gebannt lauschen.

In ihrer Mitte ein Mann Anfang 60, der aussieht, als gehöre er in diesen Wald, als wäre er schon immer hier gewesen. Ein grobkariertes Hemd, etwas zu weit, verdeckt den Bauchansatz, ein grauer Rauschebart einen Großteil seines Gesichts und eine rote Wollmütze die kahlen Stellen auf seinem Kopf. «Rennt, so schnell ihr könnt», ruft Gary Cantrell der Menge an diesem Samstagmittag im Spätmärz zu, presst die geschwungene Weiße Muschel an seine Lippen und bläst zum Auftakt des Wahnsinns, den er vor mehr als 30 Jahren ausgebrütet hat: den Barkley-Marathon, berüchtigt als das härteste Rennen der Welt.

### **Neumann-Delbarre**

Die Festung hat zehn Zugänge. Vor jedem stehen Wachen. Und wer an ihnen vorbeiwill, muss die richtige Antwort auf eine einfache Frage geben: Willst du was kaufen?

Die Festung, das ist die Cite de la Castellane, eine Wohnsiedlung im Norden Marseilles, so groß wie drei Fußballfelder, so berüchtigt wie kein zweites Viertel in Frankreich. Die Wachposten sind Jungs, Teenager mit Kapuzen auf dem Kopf, Handys in der Hand und Paranoia in den Augen. Und die einzig zulässige Antwort auf die Frage, ob du kaufen willst, lautet: „Ja.“

Wer die richtige Antwort gibt, wird hineingelassen und von zuvorkommenden jungen Männern mit Plastikschüsseln voller Marihuana begrüßt. Beim Kauf gibt's manchmal noch Blättchen oder ein Feuerzeug gratis dazu. Kundenpflege. Wer die richtige Antwort nicht geben kann, weil er zum Beispiel Journalist ist, muss draußen bleiben. Wenn er Glück hat, bekommt er nur ein „Verpiss dich!“ zu hören. Wenn er Pech hat, durchschlagen Eisbrocken aus

den oberen Stockwerken die Windschutzscheibe seines Autos. Rein kommt er jedenfalls nicht. Außer er kennt jemanden, der ihm einen guten Tipp gibt: Komm frühmorgens, da ist der Markt noch nicht eröffnet.

Es ist 8.30 Uhr, als wir von der Stadtautobahn abfahren, an einem Kreisverkehr abbiegen und auf die Wohnblöcke von La Castellane zurollen. Rechteckige, sandfarbene Blöcke, sieben, acht Stockwerke hoch, angeordnet wie ein Befestigungsring, der nur an vereinzelten Stellen Zugang zum Inneren der Siedlung erlaubt. Wir fahren langsam an einem der Blöcke entlang, vorbei an vergitterten Erdgeschossfenstern, bis wir vor einem schmalen Gebäudedurchgang stehen. Davor: ein grüner Plastikstuhl - der noch unbesetzte Posten eines Wachmanns. Unser Citroën schiebt sich durch die enge Zufahrt. Zentimeterarbeit. Dann sind wir drin. La Castellane. Drogenhochburg, Kriminalitätskapitale, erste Heimat von Zinedine Zidane.

### **Pieske**

Da steht er, mitten in seinem Traum. Die Kapuze hat er tief ins Gesicht gezogen, es ist kalt. Das Haus wird seit Jahren nicht mehr beheizt. Aufrecht passt er gerade so in die alte Wohnstube seiner Großeltern. Wenn er die Arme ausstreckt, berührt er die Holzbalken, morsch und vom Rauch schwarz gefärbt. 1767 bauten sie im Schwarzwald keinen Kamin, der Qualm zog über einen Rauchfang durch die Räucherammer und dann durchs Dach. Es riecht noch immer nach Speck. 432 Quadratmeter Wohnfläche, getränkt mit Erinnerungen.

Hier ließ sich Jochen Scherzinger fast jeden Mittag von seiner Oma Hilde bekochen. Jetzt ist die Wohnstube leer, Löcher klaffen in der Tapete, vor der Haustür wuchert das Unkraut, und nicht überall halten die Dielen den Schritten stand. „Ich weiß, Leute würde sage, des musch' abreiß“, sagt er im badischen Dialekt.

Jochen Scherzinger, 34, hat anderes vor. Er ist Modedesigner. Das Haus, rücklings im Hang hängend, es soll eines Tages sein neues Atelier werden. „Zur Schwarzen Hilde“ will er es zu Ehren seiner Oma nennen, und im alten Heulager sollen Kunden einmal Speck vespern.

### **Pluwatsch**

Vor einiger Zeit, sagt Sandra B., habe sie an der Kasse im Supermarkt gestanden. „Vor mir in der Schlange war ein kleines Mädchen. Das hat mich angelächelt. Ich habe spontan zurückgelächelt und gleich darauf einen Riesenschreck bekommen. Ich habe mir gesagt: Das darfst du nicht. Das geht nicht mehr.“

Im März 2015 geriet die Erzieherin in Verdacht, in einer Kindertagesstätte in Heppendorf bei Elsdorf mehrere Kinder

missbraucht zu haben. Zwei Monate später wurde das Ermittlungsverfahren gegen sie „mangels hinreichendem Tatverdacht“ eingestellt. Sandra B. verlor dennoch ihre Existenz. Und: Sie verlor den Glauben an die Menschen. „Das Urvertrauen ist weg. Ich habe erlebt, dass man von jetzt auf gleich zum Opfer werden kann. Und keiner hilft einem. Egal, ob man unschuldig ist oder nicht.“

Wir sitzen in einem Bistro am Marktplatz von Düren. Gläser klirren, eine Espressomaschine faucht. Sandra B. möchte nicht, dass ihr richtiger Name genannt wird. Auch ihr Wohnort, ein Dorf in der Nähe der Kreisstadt, tue nichts zur Sache, sagt sie. 30 ist sie vor kurzem geworden, eine junge Frau mit kurzen, dunklen Haaren und schwarz umrandeten Augen. Sie ist seit Monaten krankgeschrieben. Kürzlich hat sie bei der Deutschen Rentenversicherung wegen einer beruflichen Rehabilitation vorgeführt: Irgendetwas Richtung Theaterpädagogik schwebte ihr vor, sagt sie. „Erzieherin war meine Berufung, aber ich kann nicht mehr mit kleinen Kindern arbeiten. Ich habe es versucht, doch ich bekomme Panikattacken, wenn ich allein mit ihnen bin.“

### **Saller**

Gerade erst ist Theresa von zu Hause aufgebrochen, da würde sie am liebsten wieder umkehren. Zumindest würde Elfriede dann leiser werden. Theresa, 31, langes dunkles Haar,

blass und hager, blickt sehnsuchtsvoll zurück zu ihrer Haustür. Elfriede schreit in ihr: „Geh zurück!“ Theresa saugt hastig an der Zigarette. Vielleicht 20 Meter liegen zwischen ihr und ihrer Wohnung, ihrem Refugium.

Elfriede ist seit Jahren ein Teil von Theresa. Ein Teil, den sie gerne aus ihrem Leben streichen würde. Ihre Angst, ihre innere Stimme, die ständige Begleiterin. Den Namen hat Theresa Elfriede vor einem Jahr selbst gegeben. Der schlimmste, der ihr eingefallen ist. Viele Psychotherapeuten raten dazu, der Angst einen Namen zu geben. Geholfen hat ihr das bisher nicht. Theresa hat eine Angststörung. Sie ist Agoraphobikerin.

Therasas Kinder wuseln um sie herum. Stefan ist acht, Marie fünf Jahre alt. Nervös kratzt sich Theresa am Arm, am Hals, im Gesicht, mit der einen Hand an der anderen, streicht sich mit den Fingern über die Stirn, immer wieder. Auch dann noch, als sie die widerspenstige Strähne längst hinter ihrem Ohr festgeklemmt hat.

### **Schirmer**

An einem Januarmorgen hat Karl-Heinz Hoffmann in der Kantine des Leipziger Amtsgerichts eine Art Gefechtsstand aufgeschlagen. Im 5. Stock des Justizpalasts, wo in jener Woche unter anderem

Hackbraten »Falscher Hase« serviert wird, hockt der 78-Jährige in einer Ecke des Speisesaals. Zwischen der Geschirrrückgabe und Tischen mit Plastikblumensträußchen hält er Lagebesprechung mit ein paar Getreuen. Die Männer reden über Taktisches, um den totalen Untergang abzuwenden, wenn gleich im Sitzungssaal 056 eine Zwangsversteigerung stattfinden wird. Aufgerufen wird dann ein Rittergut in 04655 Kohren-Sahlis – das noch in Hoffmanns Besitz ist.

»Wie ein römischer Augur müssen wir vorausdenken, was passieren wird«, schärft Hoffmann seinen Begleitern ein. »Notfalls beantragen wir die Vertagung.« Sein Handy klingelt. Hoffmann geht ran. Einige Kantinengäste blicken erschrocken auf, als er ins Telefon ruft: »Mir ist wichtig, dass die Sau schon daliegt, wenn wir kommen!«

Von der Sau wird noch die Rede sein. Hoffmann jedenfalls ist ein Mann, der als Galionsfigur des Rechtsterrorismus in Deutschland bekannt wurde. Er hat früher gegen einen ganzen Staat gekämpft; nun kämpft er gegen einen Abwasserzweckverband. Es ist eine bizarre Geschichte. Aber der Reihe nach.

### **Seubert**

Die Creme fällt runter, man bückt sich. Sieht die Wände: gelb, aus Kunststoff. Das Türschloss: schwarz, beim Einrasten klickt es. Gibt die Cremedose auf, weil sie zu weit über die Fliesen gerollt ist, rüber zur nächsten Kabine. Man stellt sich wieder hin, sieht die Beine, die Arme, die eigene Haut. Sieht Handtücher, Münzen. Einen Kamm. Dann verirrt sich der Blick im Spiegel, man sieht Falten, Muttermale, Adern, Poren. Von der Decke prallt Licht, das Schatten unter die Augen wirft: Man steht im Einzelumkleidenlicht. Jemand ruft: Ilse, biste schon raus?

Eine Einzelumkleide im Stadtbad Neukölln. Fast der einzige Ort hier, an dem man allein ist. Man sieht dort: sich.

Die anderen hört man.

Mein BH ist zu eng.

Bitte mal jeder in seinem Rucksack gucken, ob er seine Schwimmflügel hat!

Wie die Tür quietscht, ey. Macht mich echt aggressiv.

Tüten rascheln. Reißverschlüsse werden aufgezogen. Das Quietschen nasser Badelatschen; das dumpfe Plopp, wenn ein Schließfach zufällt.

Dauernd dröhnen die Föhns im Frauenbereich des Stadtbads, das zwischen Karl-Marx-Straße und Sonnenallee liegt – im Herzen der Berliner Gegend, von der es heißt, sie macht dich hart. Sollte Neukölln überall sein, wie der damalige Bezirksbürgermeister schrieb, dann müsste vor allem das Stadtbad überall sein: als eine

der selten gewordenen öffentlichen Einrichtungen, die viele Gesellschaftsgruppen noch vereint.

### **Wagner**

Es zischt und brummt und pfeift. Reza kocht Kaffee. Das geht so: Er füllt Kaffeebohnen ein, schäumt Milch auf und drückt ein paar Knöpfe, den Rest erledigt eine Cimbali, der Porsche unter den Kaffeemaschinen.

Die rund 300 Kaffee, die Reza jeden Tag macht und die an seinem Arbeitsplatz, dem „Hamptons“ im bayerischen Memmingen, nicht einfach nur Kaffee heißen, sieht man ihm nicht an. Seine Uniform aus marineblauem Pullover mit V-Ausschnitt, hellblauem Hemd und gestreifter Krawatte lassen ihn wie den Rezeptionisten eines Fünf-Sterne-Hotels wirken. Seine schwarzen Haare sind akkurat geschnitten und im Nacken ausrasiert. Breitschultrig und mit aufrechtem Oberkörper steht er hinter der Bar und nippt am Strohalm einer Acqua Panna-Flasche. Nur aus der Nähe sieht man, dass Reza erst siebzehn ist: Ein Rest Babyspeck säumt seine Wangen. Wenn er lacht, hat er Pausbacken.

„Zwei Latte Macchiato, einen Espresso und einen Milchkaffee mit laktosefreier Milch“, ruft ihm eine Kollegin zu. Reza legt los, seine Bewegungen sind kraftvoll und bestimmt, manchmal ein wenig zu schwungvoll. Dann verschüttet er Kakaopulver, lässt Milchschaum über den Tassenrand laufen und stellt Gläser mit so großem Elan auf die Marmorplatte, dass sie scheppern. Reza hat es eilig.

### **Wenig**

Auf den ersten Blick sehen die Flecken auf der zerfetzten Hose aus wie Rost. Behutsam streicht Johann Traber, 30, über den weißen Stoff und sagt: "Das ist mein Blut." Er dreht die Hose um, deutet auf das linke Bein: "Hier sind die Flecken größer, denn auf der Seite war ich viel schwerer verletzt." Diese Hose, sie ist ihm wichtig. Sehr wichtig. "Papa, die müsst ihr unbedingt aufbewahren", hatte Johann Traber irgendwann in jenen Augusttagen 2006 gesagt, als er im Krankenhaus St. Georg wieder das Sprechen lernte.

Manchmal sucht Johann Traber noch immer nach Worten, das linke Bein zieht er etwas nach. Und doch ist es ein kleines Wunder, dass er den Abendblatt-Reportern überhaupt den elterlichen Jägerhof in Vogtsburg am Kaiserstuhl zeigen kann. Johann Traber hat den Albtraum eines Hochseilartisten erlebt, den Absturz.

Es ist ein kühler, nieseliger Mai-Tag 2006, an dem sich in Hamburg Johann Trabers Leben für immer in ein Vorher und ein Nachher teilen wird. Um 17.29 Uhr klettert er den 30 Meter hohen

stählernen Mast hinauf, klinkt auf der Spitze den Sicherungsgurt ein, um oben auf dem Plateau seine Handstände zu zeigen – erster Höhepunkt der letzten Hochseil-Show an diesem 21. Mai, an dem die Wiedereröffnung des Jungfernstiegs gefeiert wird. Johann Traber senior schaut gar nicht richtig hin, mit den Gedanken ist er schon beim Abbau am nächsten Tag. Und er weiß ja, dass sein Junge diese Kunststücke schon Hunderte Mal vorgeführt hat.

## NEUN - EINIGE ANDERE EINSTIEGE

**Immer will ich schreiben** gegen die Schwerkraft des Herzens. Will nachweisen, dass die Welt einen Sinn hat und das Menschenleben irgendwo ein Ziel. Will zeigen, dass irgendwann alles gut ausgeht und jeder so lebt, wie er es sich das einmal vorgestellt hat. Aber ich bauchlande, stündlich. Mein Plädoyer klingt matt. Statt souveräner Rede stottere ich. Jeder Leimsiedler weiß es besser, redet eleganter vom Unglück und der Ausweglosigkeit unseres Daseins. Wie ich dann schrumpfe. Wie Recht er hat. Jeder Blick auf die kaputte Erde beflügelt ihn, jede Nahaufnahme beschädigten Lebens gibt ihm tausend Mal Recht.

**Sie glitten von hinten heran**, in einem dieser schmalen Holzboote, die man nicht sieht und die man nicht hört. Sie legten seitlich an und schwangen sich an Bord. Sie mussten nicht einmal klettern, weil die MT "Selayang" tief und träge im Wasser lag, randvoll beladen mit 3500 Tonnen Heizöl.

**Vier Männer reden über den Krieg.** Einer ist auf Krücken gekommen, denn er hat nur ein Bein. Einer trägt einen langen Bart, denn im Granathagel entdeckte er Allah. Einer hat das Gesicht eines Trinkers, denn er soff zwei Jahre, um zu vergessen. Einer wirkt gefasst, gelassen, seriös, oder hat er sich nur besonders gut verpanzert hinter seinem eleganten Anzug? Vier Männer, vier Feinde, damals im Krieg, doch jetzt sitzen sie nebeneinander und reden, in einem hohen, hellen, überfüllten Saal in Novi Sad, in Serbien.

**Am Ende der Welt** gibt es ein krummes Haus aus Blech. Es zittert im Wind. Die geriffelten Wände machen singende Geräusche, die Hunde liegen unter den Bodenbalken und schauen dem Sturm zu, der das Gras biegt - und sonst geschieht gar nichts. Am Ende der Welt hat das Jahr keinen Anfang und kein Ende. Es gibt Schnee und Sonne und Dinge, die getan werden müssen. Und es gibt Wind. Immer Wind.



**Die Passstraße war trocken und kalt.** Geröllhalden, Grate und Felszüge, an denen sich Wetterfronten und Wolken brachen, begannen den Reisebus im Rhythmus der Kehrschleifen zu umkreisen; ein Karussell aus Steinen, Krüppelkiefern und Schatten. Es war Frühling. Oder war es schon wieder Herbst? Welches Jahr? Das Gebirge ließ kaum Aufschlüsse darüber zu. Der Arlberg lag unter Firndecken.

**Ganz Ohr sein.** Der dröhnenden Stille innewerden, minutenlang, bis einem schwindelt. Den Blick über die Tundra wandern lassen, über den See und die schneebestäubten Berge ringsum. Dann erst den Knopf drücken, um mehr zu erfahren. Im November 1942, so ist zu hören, erhielt US-Präsident Franklin D. Roosevelt per Kurier eine halbe Schere zugestellt. Zum Ausweis dafür, dass er nunmehr über eines der wichtigsten Kampfmittel des Zweiten Weltkrieges verfügte: Es war keine Bombe, keine Geheimwaffe - es war eine Straße. Von hier oben ist sie ausgezeichnet zu überschauen.

**Als Thierry Grillet anfing,** täglich bei Fauchen hereinzuschauen, hatte er schon einiges hinter sich. Man könnte auch sagen: in sich. Die Fruchttörtchen. Die Schokoladenkrapfen. Die cremigen, schweren Torten seiner Kindheit, einer Kindheit im Feuchten, so drückt er das aus, auf einer französischen Militärbasis in Deutschland, was ihm seinerseits eine Leidenschaft für Regenromantik und Novalis eingepflanzt hat. Und, *mon dieu*, für Torten. Hatte er sich während seines Philosophiestudiums von etwas anderem ernährt?